

Perlen vor dem Frühstück: Kann einer der besten Musiker des Landes den Dunst des morgendlichen Berufsverkehrs in D.C. durchdringen? Finden wir es heraus.

Von Gene Weingarten

8. April 2007 um 11:02 Uhr EDT

Er tauchte aus der Metro an der L'Enfant Plaza Station auf und positionierte sich gegen eine Wand neben einem Mülleimer. Nach den meisten Maßstäben war er unauffällig: ein junger Weißer in Jeans, einem langärmeligen T-Shirt und einer Washington Nationals Baseballkappe. Aus einem kleinen Koffer nahm er eine Geige. Nachdem er den geöffneten Koffer zu seinen Füßen platziert hatte, warf er geschickt ein paar Dollar und Münzen als Startgeld hinein, drehte ihn in Richtung der Passanten und begann zu spielen.

Es war 7:51 Uhr am Freitag, dem 12. Januar, mitten im morgendlichen Berufsverkehr. In den nächsten 43 Minuten, während der Geiger sechs klassische Stücke spielte, gingen 1.097 Menschen vorbei. Fast alle waren auf dem Weg zur Arbeit, was bedeutete, dass fast alle von ihnen einen Regierungsjob hatten. L'Enfant Plaza ist das Zentrum des Bundes-Washington, und die meisten dieser Menschen waren Mittelklasse-Bürokraten mit jenen unbestimmbaren, seltsam austauschbaren Titeln: Politikberater, Projektmanager, Budgetbeamter, Spezialist, Vermittler, Berater.

Jeder Passant hatte eine schnelle Entscheidung zu treffen, eine, die Pendlern in jeder Großstadt vertraut ist, in der der gelegentliche Straßenmusiker Teil des Stadtbildes ist: Hält man an und hört zu? Eilt man mit einem Gemisch aus Schuld und Ärger vorbei, sich seiner Habgier bewusst, aber genervt von der ungefragten Forderung nach Zeit und Geld? Wirft man einen Dollar hinein, nur um höflich zu sein? Ändert sich die Entscheidung, wenn er wirklich schlecht spielt? Was, wenn er wirklich gut ist? Hat man Zeit für Schönheit? Sollte man das nicht? Was ist die moralische Mathematik des Moments?

An diesem Freitag im Januar würden diese privaten Fragen auf ungewöhnlich öffentliche Weise beantwortet. Niemand wusste es, aber der Geiger, der gegen eine kahle Wand draußen vor der Metro in einer Innenpassage am oberen Ende der Rolltreppen stand, war einer der besten klassischen Musiker der Welt, der einige der elegantesten Musikstücke aller Zeiten auf einer der wertvollsten Geigen überhaupt spielte. Seine Darbietung wurde von der Washington Post als Experiment in Sachen Kontext, Wahrnehmung und Prioritäten arrangiert – sowie als schonungslose Beurteilung des öffentlichen Geschmacks: Würde Schönheit an einem banalen Ort zu einer ungünstigen Zeit überleben?

Der Musiker spielte keine populären Melodien, deren bloße Vertrautheit das Interesse hätte wecken können. Das war nicht der Test. Dies waren Meisterwerke, die allein wegen ihrer Brillanz Jahrhunderte überdauert haben, Musik, die der Pracht von Kathedralen und Konzertsälen würdig ist.

Die Akustik erwies sich überraschend als vorteilhaft. Obwohl die Passage funktionell gestaltet war, als Puffer zwischen der Metro-Rolltreppe und dem Außenbereich, fing sie den Klang irgendwie auf und warf ihn rund und resonant zurück. Die Geige ist ein Instrument, das oft mit der menschlichen Stimme verglichen wird, und in den meisterhaften Händen dieses Musikers schluchzte und lachte und sang sie – ekstatisch, traurig, flehend, anbetend, flirtend, tadelnd, verspielt, romantisch, fröhlich, triumphierend, üppig.

Was denkst du also, was passiert ist?

HALT! WIR HOLEN DIR EINEN EXPERTEN ZUR HILFE.

Leonard Slatkin, Musikdirektor des National Symphony Orchestra, wurde dieselbe Frage gestellt. Was dachte er, würde hypothetisch passieren, wenn einer der besten Geiger der Welt inkognito vor einem reisenden Publikum von etwa 1.000 Menschen zur Rushhour auftreten würde?

„Nehmen wir an“, sagte Slatkin, „dass er nicht erkannt und einfach als Straßenmusiker betrachtet wird ... Dennoch denke ich nicht, dass er, wenn er wirklich gut ist, unbeachtet bleiben wird. In Europa würde er ein größeres Publikum bekommen ... aber, okay, von 1.000 Leuten schätze ich, dass es vielleicht 35 oder 40 gibt, die die Qualität erkennen werden. Vielleicht werden 75 bis 100 anhalten und eine Weile zuhören.“

Würde sich also eine Menge versammeln?

„Oh ja.“

Und wie viel wird er verdienen?

„Etwa 150 Dollar.“

Danke, Maestro. Tatsächlich ist dies nicht hypothetisch. Es ist wirklich passiert.

„Wie hab ich abgeschnitten?“

Das sagen wir dir gleich.

„Wer war der Musiker?“

Joshua Bell.

„NEIN!!!“

Joshua Bell, einst ein Wunderkind, ist mit 39 Jahren zu einem international gefeierten Virtuosen geworden. Drei Tage bevor er an der Metro-Station auftrat, hatte Bell das Haus in der ehrwürdigen Symphony Hall in Boston gefüllt, wo schon recht gute Plätze 100 Dollar kosteten. Zwei Wochen später würde er im Music Center in Strathmore, North Bethesda, vor einem ausverkauften Publikum spielen, das so respektvoll gegenüber seiner Kunst war, dass es seine Husten unterdrückte, bis die Stille zwischen den Sätzen einsetzte. Aber an jenem Freitag im Januar war Joshua Bell nur ein weiterer Bettler, der um die Aufmerksamkeit beschäftigter Menschen auf dem Weg zur Arbeit kämpfte.

Bell wurde diese Idee kurz vor Weihnachten, bei einem Kaffee in einem Sandwichladen auf dem Capitol Hill vorgeschlagen. Ein New Yorker, er war in der Stadt, um in der Library of Congress aufzutreten und um die Schätze der Bibliothek zu begutachten, darunter eine ungewöhnliche Rarität: eine Geige aus dem 18. Jahrhundert, die einst dem großen österreichischstämmigen Virtuosen und Komponisten Fritz Kreisler gehörte. Die Kuratoren luden Bell ein, darauf zu spielen; guter Klang, immer noch.

„Hier ist, was ich denke“, vertraute Bell an, während er an seinem Kaffee nippte. „Ich denke, ich könnte eine Tour machen, bei der ich Kreislers Musik ...“

Er lächelte.

„... auf Kreislers Geige spiele.“

Es war eine schicke, funkelnde Idee – teils Inspiration, teils Gimmick – und sie war typisch für Bell, der das Showmanship ohne Entschuldigung umarmt hat, während seine Konzertkarriere immer ehrwürdiger wurde. Er hat als Solist mit den besten Orchestern hier und im Ausland gespielt, aber er ist auch in der „Sesamstraße“ aufgetreten, hat Late-Night-Talkshows gemacht und in Spielfilmen mitgespielt. Das war Bell, der den Soundtrack des Films „Die rote Violine“ von 1998 spielte. (Er war auch das Body-Double und spielte für eine nackte Greta Scacchi.) Als der Komponist John Corigliano den Oscar für die beste Original-Filmmusik entgegennahm, bedankte er sich bei Bell, der, wie er sagte, „wie ein Gott spielt.“

Als Bell gefragt wurde, ob er bereit wäre, Straßenkleidung anzuziehen und zur Rushhour aufzutreten, sagte er:

„Ähm, ein Trick?“

Nun ja. Ein Trick. Würde er das ... unangebracht finden?

Bell trank seinen Becher leer.

„Klingt nach Spaß“, sagte er.

Bell ist ein Herzensbrecher. Groß und gutaussehend, hat er eine Donny-Osmond-artige Portion Niedlichkeit, und auf der Bühne verwandelt sich niedlich in heiß. Wenn er auftritt, ist er normalerweise der einzige Mann im Rampenlicht, der nicht im Frack und mit Fliege auftritt – er geht zu einem Standing Ovation auf die Bühne, sieht aus wie Zorro, in einer schwarzen Hose und einem ungebügelten schwarzen Hemd, das Hemd hängt heraus. Diese süße Mop-Frisur im Beatles-Stil ist ebenfalls ein strategisches Kapital: Da seine Technik körperbetont ist – athletisch und leidenschaftlich – tanzt er fast mit dem Instrument, und seine Haare fliegen.

Er ist Single und hetero, eine Tatsache, die einigen seiner Fans nicht entgangen ist. In Boston, während er Max Bruchs düsteres Violinkonzert in g-Moll spielte, verschwanden die wenigen jungen Frauen im Publikum fast in dem tiefen Meer aus silbernen Köpfen. Aber scheinbar jede Einzelne von ihnen – ein Destillat aus jung und hübsch – versammelte sich nach dem Auftritt an der Bühnentür, um ein Autogramm zu erlangen. Es ist immer so, mit Bell.

Bell akzeptiert übertriebene Anerkennung seit der Pubertät: Das Interview Magazine sagte einmal, dass sein Spiel „nichts weniger tut, als den Menschen zu sagen, warum sie überhaupt leben.“ Er hat gelernt, diese Dinge höflich zu behandeln, mit einem verlegenen Neigen des Kopfes und einem modifizierten „Ach was.“

Für diesen Inkognito-Auftritt hatte Bell nur eine Bedingung für seine Teilnahme. Das Ereignis wurde ihm als Test beschrieben, ob gewöhnliche Menschen in einem unpassenden Kontext Genie erkennen würden. Seine Bedingung: „Ich fühle mich nicht wohl, wenn Sie das Genie nennen.“ „Genie“ ist ein überstrapaziertes Wort, sagte er: Es kann auf einige der Komponisten angewendet werden, deren Werke er spielt, aber nicht auf ihn. Seine Fähigkeiten sind größtenteils interpretativ, sagte er, und etwas anderes zu implizieren, wäre unangemessen und ungenau.

Es war eine interessante Bitte, und unter den gegebenen Umständen eine, die respektiert werden würde. Das Wort wird in diesem Artikel nicht mehr vorkommen.

Es würde jedoch keine Regeln brechen, darauf hinzuweisen, dass der fragliche Begriff, insbesondere im Bereich der Musik, sich auf eine angeborene Brillanz bezieht – eine Elite, eine angeborene, übernatürliche Fähigkeit, die sich früh manifestiert und oft auf dramatische Weise.

Eine biografisch interessante Tatsache über Bell ist, dass er seine ersten Musikstunden erhielt, als er ein 4-jähriger Junge in Bloomington, Indiana, war. Seine Eltern, beide Psychologen, entschieden, dass formale Ausbildung eine gute Idee sein könnte, nachdem sie sahen, dass ihr Sohn Gummibänder über seine Schubladen gespannt hatte und klassische Melodien nach Gehör replizierte, indem er die Schubladen bewegte, um die Tonhöhe zu variieren.

Um zur Metro von seinem Hotel zu gelangen, eine Strecke von drei Blocks, nahm Bell ein Taxi. Er ist weder lahm noch faul: Er tat es wegen seiner Geige.

Bell spielt immer auf dem gleichen Instrument, und er schloss es aus, ein anderes für diesen Gig zu benutzen. Die Geige, die Gibson ex Huberman genannt wird, wurde 1713 von Antonio Stradivari während der „goldenen Periode“ des italienischen Meisters handgefertigt, am Ende seiner Karriere, als er Zugang zu den besten Fichten, Ahorn und Weiden hatte, und als seine Technik zur Perfektion verfeinert war.

„Unser Wissen über Akustik ist noch unvollständig“, sagte Bell, „aber er, er wusste es einfach.“

Bell erwähnt Stradivari nicht namentlich. Nur „er.“ Wenn der Geiger seinen Strad Leuten zeigt, hält er das Instrument vorsichtig am Hals, legt es auf ein Knie. „Er hat dies zur perfekten Dicke an allen Teilen gemacht“, sagt Bell, während er es dreht. „Wenn man einen Millimeter Holz an irgendeiner Stelle wegnimmt, würde es den Klang völlig aus dem Gleichgewicht bringen.“ Keine Geigen klingen so wunderbar wie Strads aus den 1710er Jahren, immer noch.

Die Vorderseite von Bells Geige ist fast in perfektem Zustand, mit einer tiefen, reichen Maserung und einem Glanz. Die Rückseite ist ein Durcheinander, ihr dunkles rötliches Finish blutet in einen flacheren, helleren Farbton und schließlich, in einem Bereich, auf blankes Holz aus.

„Dies wurde nie neu lackiert“, sagte Bell. „Das ist sein Original-Lack. Manche Menschen schreiben dem Lack Aspekte des Klangs zu. Jeder Geigenbauer hatte seine eigene geheime Formel.“ Es wird angenommen, dass Stradivari seine aus einem geschickt ausgewogenen Cocktail aus Honig, Eiweiß und Gummi arabicum aus sub-saharischen Bäumen hergestellt hat.

Wie das Instrument in „Die rote Violine“ hat auch dieses eine Vergangenheit voller Geheimnisse und Bosheit. Zweimal wurde es seinem berühmten früheren Besitzer, dem polnischen Virtuosen Bronisław Huberman, gestohlen. Beim ersten Mal, 1919, verschwand es aus Hubermans Hotelzimmer in Wien, wurde aber schnell zurückgegeben. Beim zweiten Mal, fast 20 Jahre später, wurde es aus seiner Garderobe in der Carnegie Hall gestohlen. Er bekam es nie zurück. Erst 1985 gestand der Dieb – ein unbedeutender New Yorker Geiger – auf dem Sterbebett seiner Frau und brachte das Instrument hervor.

Bell kaufte es vor ein paar Jahren. Er musste seinen eigenen Strad verkaufen und den größten Teil des Restes leihen. Der Preis wurde mit etwa 3,5 Millionen Dollar angegeben.

All das ist eine lange Erklärung dafür, warum Josh Bell am frühen Morgen eines Januartages eine Drei-Block-Taxifahrt zur Orange Line unternahm und eine Station bis zur L'Enfant fuhr.

L'ENFANT PLAZA IST EINE DER PLEBEJISCHSTEN METRO-STATIONEN. Schon bevor man ankommt, bekommt sie keinen Respekt. Die Metrofahrer scheinen es nie richtig hinzubekommen: „Leh-fahn.“ „Layfont.“ „El’phant.“

Oben an den Rolltreppen befinden sich ein Schuhputzstand und ein geschäftiger Kiosk, der Zeitungen, Lottoscheine und eine Wand voller Zeitschriften mit Titeln wie „Mammazons“ und „Girls of Barely Legal“ verkauft. Die Erotikmagazine gehen gut, aber es ist der Lottoautomatenverkauf, der am meisten zu tun hat, mit Kunden, die sich für Daily 6 Lotto und Powerball anstellen und die ultimative Verlockung für Trottel, diese Broschüren, die zufällige Zahlenkombinationen verkaufen, die angeblich „heiß“ sind. Sie verkaufen sich flott. Es gibt auch eine Schnellprüfmaschine, um deinen Lottoschein nach der Ziehung durchzuziehen, um zu sehen, ob du gewonnen hast. Darunter liegt ein einsamer Haufen zerknitterter Zettel.

Am Freitag, dem 12. Januar, bekamen die Leute, die in der Lottoschlange warteten und auf einen Glückstreffer hofften, einen Glücksfall – ein kostenloses, hautnahes Ticket zu einem Konzert eines der berühmtesten Musiker der Welt – aber nur, wenn sie bereit waren, Notiz davon zu nehmen.

Bell beschloss, mit „Chaconne“ aus Johann Sebastian Bachs Partita Nr. 2 in d-Moll zu beginnen. Bell nennt es „nicht nur eines der größten Musikstücke, die je geschrieben wurden, sondern eine der größten Leistungen eines Menschen in der Geschichte. Es ist ein spirituell mächtiges Stück, emotional mächtig, strukturell perfekt. Außerdem wurde es für eine Solo-Violine geschrieben, also werde ich nicht schummeln, indem ich eine halbherzige Version spiele.“

Bell sagte es nicht, aber Bachs „Chaconne“ gilt auch als eines der schwierigsten Violinstücke, das man meistern kann. Viele versuchen es; nur wenige haben Erfolg. Es ist ermüdend lang – 14 Minuten – und besteht ausschließlich aus einer einzigen, prägnanten musikalischen Fortschreitung, die in Dutzenden von Variationen wiederholt wird, um eine schwindelerregend komplexe Architektur des Klangs zu schaffen. Um 1720 komponiert, am Vorabend der europäischen Aufklärung, soll es eine Feier der menschlichen Möglichkeiten sein.

Wenn Bells Lobeshymne auf die „Chaconne“ übertrieben erscheint, bedenke dies von dem Komponisten des 19. Jahrhunderts, Johannes Brahms, in einem Brief an Clara Schumann: „Auf einem Notenblatt, für ein kleines Instrument, schreibt der Mann eine ganze Welt der tiefsten Gedanken und mächtigsten Gefühle. Wenn ich mir vorstelle, dass ich das Stück hätte schaffen können, sogar nur erdenken können, bin ich mir ganz sicher, dass die Überfülle an Erregung und welterschütternden Erfahrungen mich aus dem Verstand getrieben hätte.“

Also, das ist das Stück, mit dem Bell begann.

Er meinte es offensichtlich ernst, als er versprach, bei dieser Aufführung nicht zu schummeln: Er spielte mit akrobatischer Begeisterung, sein Körper lehnte sich in die Musik und wölbte sich auf Zehenspitzen bei den hohen Tönen. Der Klang war fast symphonisch, er trug sich durch alle Teile der schlichten Passage, während der Fußgängerverkehr an ihm vorbeiging.

Drei Minuten vergingen, bevor etwas passierte. Dreiundsechzig Menschen waren bereits vorbeigegangen, als schließlich eine Art Durchbruch stattfand. Ein Mann mittleren Alters änderte für den Bruchteil einer Sekunde seinen Gang, drehte seinen Kopf, um zu bemerken, dass dort wohl jemand Musik machte. Ja, der Mann ging weiter, aber es war immerhin etwas.

Eine halbe Minute später bekam Bell seine erste Spende. Eine Frau warf einen Dollar hinein und ging eilig davon. Es dauerte bis zur sechsten Minute der Aufführung, bis jemand tatsächlich stehen blieb und zuhörte.

Es wurde nicht viel besser. In den drei Viertelstunden, in denen Joshua Bell spielte, blieben sieben Menschen stehen, um das Spiel mindestens eine Minute lang zu genießen. Siebenundzwanzig gaben Geld, die meisten im Vorbeigehen – insgesamt 32 Dollar und Kleingeld. Das lässt die 1.070 Menschen, die eilig vorbeigingen, kaum einen Blick riskierten und oft nur drei Fuß entfernt waren.

Nein, Mr. Slatkin, es gab nie eine Menschenmenge, nicht einmal für eine Sekunde.

Alles wurde mit einer versteckten Kamera aufgenommen. Du kannst die Aufnahme einmal oder 15 Mal abspielen, und es wird nie leichter, sie anzusehen. Versuche es zu beschleunigen, und es wird zu einem dieser ruckartigen Stummfilm-Wochenschauen aus dem Ersten Weltkrieg. Die Menschen huschen in komischen kleinen Sprüngen und Anläufen vorbei, Kaffeetassen in der Hand, Handys am Ohr, ID-Tags schlagen an ihren Bäuchen, ein düsterer Totentanz der Gleichgültigkeit, Trägheit und der trüben, grauen Hetze der Moderne.

Selbst in diesem beschleunigten Tempo bleiben jedoch die Bewegungen des Geigers flüssig und anmutig; er scheint so abseits von seinem Publikum – unsichtbar, ungehört, weltfremd – dass man denkt, er sei gar nicht wirklich da. Ein Geist.

Erst dann siehst du es: Er ist derjenige, der wirklich ist. Sie sind die Geister.

WENN EIN GROSSER MUSIKER GROSSE MUSIK SPIELT, ABER
NIEMAND HÖRT ... WAR ER WIRKLICH GUT?

Es ist eine alte erkenntnistheoretische Debatte, tatsächlich älter als die Koan-Frage nach dem Baum im Wald. Platon hat dazu Stellung genommen, und Philosophen diskutierten zwei Jahrtausende lang danach: Was ist Schönheit? Ist es eine messbare Tatsache (Gottfried Leibniz), oder nur eine Meinung (David Hume), oder ist es ein bisschen von beidem, eingefärbt durch den unmittelbaren Geisteszustand des Beobachters (Immanuel Kant)?

Wir nehmen Kant, weil er offensichtlich recht hat und weil er uns ziemlich direkt zu Joshua Bell bringt, der dort in einem Hotelrestaurant sitzt, an seinem Frühstück pickt und versucht, ironisch herauszufinden, was zum Teufel dort hinten an der Metro passiert war.

„Am Anfang“, sagt Bell, „konzentrierte ich mich nur darauf, die Musik zu spielen. Ich habe nicht wirklich darauf geachtet, was um mich herum geschah ...“

Das Geigenspiel sieht geistig und körperlich voll und ganz einnehmend aus, aber Bell sagt, dass für ihn die Mechanik teilweise zur zweiten Natur geworden ist, durch Übung und Muskelgedächtnis: Es ist wie bei einem Jongleur, sagt er, der diese Bälle in der Luft halten kann, während er mit einer Menge interagiert. Woran er hauptsächlich denkt, während er spielt, sagt Bell, ist, Emotionen als eine Geschichte zu erfassen: „Wenn du ein Geigenstück spielst, bist du ein Geschichtenerzähler und erzählst eine Geschichte.“

Mit der „Chaconne“ ist der Beginn von einem wachsenden Gefühl des Staunens erfüllt. Das hielt ihn eine Weile beschäftigt. Schließlich begann er jedoch, einen verstohlenen Blick zu erhaschen.

„Es war ein seltsames Gefühl, dass die Leute tatsächlich, äh ...“

Das Wort fällt ihm nicht leicht.

„... mich ignorierten.“

Bell lacht. Es ist ein Lachen über sich selbst.

„In einem Konzertsaal werde ich wütend, wenn jemand hustet oder wenn ein Handy klingelt. Aber hier sind meine Erwartungen schnell gesunken. Ich begann, jede Anerkennung zu schätzen, sogar einen kurzen Blick nach oben. Ich war seltsam dankbar, wenn jemand einen Dollar hineinwarf, anstatt Kleingeld.“ Das kommt von einem Mann, dessen Talente 1.000 Dollar pro Minute kosten können.

Bevor er begann, wusste Bell nicht, was er erwarten sollte. Was er weiß, ist, dass er aus irgendeinem Grund nervös war.

„Es war nicht genau Lampenfieber, aber es gab Schmetterlinge“, sagt er. „Ich war ein bisschen angespannt.“

Bell hat buchstäblich vor gekrönten Häuption Europas gespielt. Warum die Angst an der Metro in Washington?

„Wenn du vor Ticketinhabern spielst“, erklärt Bell, „bist du bereits validiert. Ich habe kein Gefühl, dass ich akzeptiert werden muss. Ich bin bereits akzeptiert. Hier gab es diesen Gedanken: Was, wenn sie mich nicht mögen? Was, wenn sie meine Anwesenheit als störend empfinden ...“

Er war, kurz gesagt, Kunst ohne Rahmen. Was sich herausstellt, vielleicht viel damit zu tun hat, was passiert ist – oder, genauer gesagt, was nicht passiert ist – am 12. Januar.

MARK LEITHAUSER HAT MEHR GROSSE KUNSTWERKE IN DEN HÄNDEN GEHALTEN ALS JEDE KRÖNUNG ODER PAPST ODER MEDICI JE TAT. Als leitender Kurator der National Gallery ist er für das Einrahmen der Gemälde verantwortlich. Leithauser denkt, dass er eine Idee hat, was an dieser Metrostation passiert ist.

„Angenommen, ich nehme eines unserer abstrakteren Meisterwerke, sagen wir einen Ellsworth Kelly, und nehme es aus seinem Rahmen, gehe die 52 Stufen hinunter, die die Leute hinaufgehen, um zur National Gallery zu gelangen, vorbei an den riesigen Säulen, und bringe es in ein Restaurant. Es ist ein 5-Millionen-Dollar-Gemälde. Und es ist eines dieser Restaurants, in denen Originalkunstwerke zum Verkauf stehen, von einigen fleißigen Kindern der Corcoran School, und ich hänge diesen Kelly an die Wand mit einem Preisschild von 150 Dollar. Niemand wird es bemerken. Ein Kunstkurator könnte aufschauen und sagen: 'Hey, das sieht ein bisschen nach einem Ellsworth Kelly aus. Reichen Sie mir bitte das Salz weiter.'“

Leithausers Punkt ist, dass wir nicht zu schnell bereit sein sollten, die Metro-Passanten als unsophistikierte Tölpel zu bezeichnen. Der Kontext spielt eine Rolle.

Kant sagte dasselbe. Er nahm Schönheit ernst: In seiner Kritik der ästhetischen Urteilskraft argumentierte Kant, dass die Fähigkeit, Schönheit zu schätzen, mit der Fähigkeit zusammenhängt, moralische Urteile zu fällen. Aber es gab ein Vorbehalt. Paul Guyer von der University of Pennsylvania, einer der prominentesten Kant-Gelehrten Amerikas, sagt, dass der deutsche Philosoph des 18. Jahrhunderts der Meinung war, dass die Betrachtungsbedingungen optimal sein müssen, um Schönheit richtig zu schätzen.

„Optimal“, sagte Guyer, „bedeutet nicht, auf dem Weg zur Arbeit zu sein, sich auf deinen Bericht an den Chef zu konzentrieren, vielleicht passen deine Schuhe nicht richtig.“

Also, wenn Kant an der Metro gewesen wäre und zugesehen hätte, wie Joshua Bell vor tausend unbeeindruckten Passanten spielte?

„Er hätte über sie gefolgt“, sagte Guyer, „absolut nichts.“

Und das war es.

Aber es ist noch nicht alles. Um wirklich zu verstehen, was passiert ist, muss man das Video zurückspulen und von vorne abspielen, von dem Moment an, als Bells Bogen zum ersten Mal die Saiten berührte.

Weißer Typ, Khakis, Lederjacke, Aktenkoffer. Anfang 30. John David Mortensen ist auf der letzten Etappe seiner täglichen Bus-Metro-Pendelstrecke aus Reston. Er fährt die Rolltreppe hinauf. Es ist eine lange Fahrt – 1 Minute und 15 Sekunden, wenn man nicht geht. Also, wie fast alle, die an diesem Tag an Bell vorbeigehen, bekommt Mortensen eine gute Portion Musik zu hören, bevor er den Musiker zum ersten Mal sieht. Wie die meisten von ihnen bemerkt

er, dass es ziemlich gut klingt. Aber wie nur sehr wenige von ihnen, rennt er nicht sofort weiter, als wäre Bell ein Ärgernis, das es zu vermeiden gilt. Mortensen ist die erste Person, die anhält, dieser Typ nach der Sechs-Minuten-Marke.

Es ist nicht so, dass er nichts anderes zu tun hat. Er ist Projektmanager für ein internationales Programm im Energieministerium; an diesem Tag muss Mortensen an einer monatlichen Budgetübung teilnehmen, nicht der aufregendste Teil seines Jobs: „Man überprüft die Ausgaben des letzten Monats“, sagt er, „prognostiziert die Ausgaben für den nächsten Monat, wenn man X Dollar hat, wohin gehen sie, solche Dinge.“

Im Video kann man sehen, wie Mortensen von der Rolltreppe steigt und sich umschaut. Er lokalisiert den Geiger, bleibt stehen, geht weg, wird dann aber zurückgezogen. Er überprüft die Zeit auf seinem Handy – er ist drei Minuten zu früh bei der Arbeit – dann stellt er sich an die Wand und hört zu.

Mortensen kennt sich überhaupt nicht mit klassischer Musik aus; klassischer Rock ist das Nächste, was ihm nahekommt. Aber irgendetwas an dem, was er hört, gefällt ihm wirklich.

Wie es der Zufall will, ist er gerade zu dem Zeitpunkt angekommen, als Bell in den zweiten Abschnitt der „Chaconne“ übergeht. („Es ist der Punkt“, sagt Bell, „an dem es von einem dunkleren Moll-Ton in einen Dur-Ton übergeht. Es gibt ein religiöses, erhabenes Gefühl dabei.“) Der Bogen des Geigers beginnt zu tanzen; die Musik wird lebhaft, verspielt, theatralisch, groß.

Mortensen weiß nichts über Dur- oder Moll-Töne: „Was auch immer es war“, sagt er, „es hat mich in Frieden versetzt.“

So bleibt Mortensen zum ersten Mal in seinem Leben bei einem Straßenmusiker stehen. Er bleibt seine zugewiesenen drei Minuten, während 94 weitere Menschen hastig vorbeiziehen. Als er geht, um Notfallbudgets für das Energieministerium zu planen, gibt es ein weiteres Novum. Zum ersten Mal in seinem Leben, ohne wirklich zu wissen, was gerade passiert ist, aber spürend, dass es etwas Besonderes war, gibt John David Mortensen einem Straßenmusiker Geld.

ES GIBT SECHS MOMENTE IM VIDEO, DIE BELL BESONDERS SCHMERZLICH FINDET, WIEDER ZU ERLEBEN: „Die unangenehmen Momente“, nennt er sie. Es ist das, was direkt nach dem Ende jedes Stücks passiert: nichts. Die Musik verstummt. Dieselben Menschen, die ihn beim Spielen nicht bemerkt hatten, bemerken nicht, dass er aufgehört hat. Kein Applaus, keine Anerkennung. Also spielt Bell einfach einen kleinen, nervösen

Akkord – das Äquivalent eines verlegenen Musikers, der sagt: „Äh, okay, weiter im Text ...“ – und beginnt das nächste Stück.

Nach der „Chaconne“ ist es Franz Schuberts „Ave Maria“, das einige Musikkritiker 1825 überraschte: Schubert zeigte selten religiöse Gefühle in seinen Kompositionen, doch „Ave Maria“ ist ein atemberaubendes Werk der Verehrung der Jungfrau Maria. Was war mit der plötzlichen Frömmigkeit los? Schubert antwortete trocken: „Ich denke, das liegt daran, dass ich die Andacht nie erzwungen habe und keine Hymnen oder Gebete dieser Art komponiere, es sei denn, sie überwältigt mich unbewusst; aber dann ist es gewöhnlich die richtige und wahre Andacht.“ Dieses musikalische Gebet wurde zu einem der bekanntesten und dauerhaftesten religiösen Stücke der Geschichte.

Ein paar Minuten später geschieht etwas aufschlussreiches. Eine Frau und ihr Vorschulkind tauchen aus der Rolltreppe auf. Die Frau geht zügig, also geht auch das Kind schnell. Sie hält seine Hand.

„Ich hatte Zeitdruck“, erinnert sich Sheron Parker, IT-Direktorin einer Bundesbehörde. „Ich hatte um 8:30 Uhr einen Schulungskurs und musste Evvie zuerst schnell zu seinem Lehrer bringen, dann schnell zurück zur Arbeit und dann zum Schulungszentrum im Keller.“

Evvie ist ihr Sohn Evan. Evan ist 3 Jahre alt.

Man kann Evan deutlich auf dem Video sehen. Er ist das niedliche schwarze Kind in der Parka, das sich immer wieder umdreht, um Joshua Bell anzusehen, während er in Richtung Tür geführt wird.

„Da war ein Musiker“, sagt Parker, „und mein Sohn war fasziniert. Er wollte anhalten und zuhören, aber ich hatte es eilig.“

Also macht Parker, was sie tun muss. Sie bewegt ihren Körper geschickt zwischen Evan und Bell, schneidet ihrem Sohn die Sichtlinie ab. Als sie die Passage verlassen, kann man Evan noch immer sehen, wie er sich umsieht. Als Parker erfährt, was sie verpasst hat, lacht sie.

„Evan ist sehr klug!“

Der Dichter Billy Collins hat einmal lachend beobachtet, dass alle Babys mit einem Wissen über Poesie geboren werden, weil das Pochen des Mutterherzens im iambischen Metrum ist. Dann, so Collins, beginnt das Leben langsam, die Poesie aus uns herauszudrücken. Vielleicht ist das mit Musik auch so.

Es gab kein ethnisches oder demografisches Muster, um die Leute zu unterscheiden, die stehen blieben, um Bell zuzusehen, oder die, die Geld gaben, von der überwältigenden Mehrheit, die achtlos vorbeiging. Weiße, Schwarze und Asiaten, Jung und Alt, Männer und Frauen waren in allen drei Gruppen vertreten. Aber das Verhalten einer demografischen Gruppe blieb absolut konsistent. Jedes Mal, wenn ein Kind vorbeiging, versuchte es anzuhalten und zuzusehen. Und jedes Mal schob ein Elternteil das Kind weg.

WENN ES EINE PERSON AN DIESEM TAG GAB, DIE ZU BESCHÄFTIGT WAR, UM DEM GEIGER AUFMERKSAMKEIT ZU SCHENKEN, dann war es George Tindley. Tindley eilte nicht zur Arbeit. Er war bei der Arbeit.

Die Glastüren, durch die die meisten Menschen die L'Enfant-Station verlassen, führen in ein Einkaufszentrum, von dem aus es Ausgänge zur Straße und Aufzüge zu Bürogebäuden gibt. Der erste Laden im Einkaufszentrum ist ein Au Bon Pain, der Croissant- und Coffeeshop, in dem Tindley, in seinen 40ern, in einer weißen Uniform arbeitet, die Tische abräumt, die Salz- und Pfefferpäckchen auffüllt und den Müll rausbringt. Tindley arbeitet unter den wachsamen Augen seiner Chefs, und er soll fleißig sein, und das war er auch.

Aber alle paar Minuten, als ob er von etwas gezogen würde, das nicht ganz in seiner Kontrolle lag, würde Tindley bis zum äußersten Rand des Au Bon Pain-Geländes gehen, seine Zehen noch innerhalb der Grenze halten, immer noch bei der Arbeit. Dann würde er sich so weit nach vorne lehnen, wie er konnte, um den Geiger auf der anderen Seite der Glastüren zu beobachten. Der Fußgängerverkehr war stetig, sodass die Türen normalerweise offen waren. Der Klang kam ziemlich gut durch.

„Man konnte in einer Sekunde erkennen, dass dieser Mann gut war, dass er eindeutig ein Profi war“, sagt Tindley. Er spielt Gitarre, liebt den Klang von Saiten und hat keinen Respekt vor einer bestimmten Art von Musiker.

„Die meisten Leute spielen Musik; sie fühlen sie nicht“, sagt Tindley. „Nun, dieser Mann hat sie gefühlt. Dieser Mann bewegte sich. Bewegte sich in den Klang.“

Hundert Fuß entfernt, auf der anderen Seite der Passage, stand die Lottoschlange, manchmal fünf oder sechs Leute lang. Sie hatten eine viel bessere Sicht auf Bell als Tindley, wenn sie sich nur umgedreht hätten. Aber keiner tat es. Nicht in den gesamten 43 Minuten. Sie schoben sich einfach vorwärts zu der Maschine, die Zahlen spuckte. Augen auf den Preis.

J.T. Tillman war in dieser Schlange. Ein Computerspezialist im Ministerium für Wohnungsbau und Stadtentwicklung, erinnert sich an jede einzelne Nummer,

die er an diesem Tag spielte – 10 davon, jeweils 2 Dollar, insgesamt 20 Dollar. Er erinnert sich jedoch nicht daran, was der Geiger spielte. Er sagt, es klang wie generische klassische Musik, die Art, die die Schiffskapelle in „Titanic“ spielte, bevor der Eisberg kam.

„Ich habe nichts dabei gedacht“, sagt Tillman, „nur ein Typ, der versucht, ein paar Dollar zu verdienen.“ Tillman hätte ihm ein oder zwei gegeben, sagte er, aber er gab all sein Geld für Lotto aus.

Als ihm gesagt wird, dass er einen der besten Musiker der Welt verpasst hat, lacht er.

„Wird er jemals wieder hier spielen?“

„Ja, aber du wirst viel zahlen müssen, um ihn zu hören.“

„Verdammt.“

Tillman gewann auch nicht im Lotto.

BELL BEENDET „AVE MARIA“ ZU EINEM WEITEREN DONNERNDEN SCHWEIGEN, spielt Manuel Ponces sentimentales „Estrellita“, dann ein Stück von Jules Massenet, und beginnt dann eine Gavotte von Bach, einen freudigen, ausgelassenen, lyrischen Tanz. Es hat eine alte Welt-Delikatesse an sich; man kann sich vorstellen, dass es die Perücken tragenden Tänzer bei einem Ball in Versailles unterhielt oder – in einer Version mit Laute, Geige und Flöte – die fußklopfenden Bauern in einem Gemälde von Pieter Bruegel.

Beim Anschauen des Videos Wochen später ist Bell nur von einer Sache verwirrt. Er versteht, warum er keine Menschenmenge anzieht, im Ansturm eines morgendlichen Arbeitstages. Aber: „Ich bin überrascht über die Anzahl der Leute, die überhaupt keine Aufmerksamkeit schenken, als wäre ich unsichtbar. Denn weißt du was? Ich mache eine Menge Lärm!“

Das tut er. Man muss keine Ahnung von Musik haben, um die einfache Tatsache zu schätzen, dass dort ein Typ steht, der eine Geige spielt, die einen ganzen Eimer voller Klang ausstößt; manchmal ist Bells Bogenspiel so kompliziert, dass man meint, zwei Instrumente im Einklang zu hören. Diese kopfvorwärts, schnellschreitenden Passanten sind also ein bemerkenswertes Phänomen.

Bell fragt sich, ob ihre Nichtbeachtung absichtlich sein könnte: Wenn du den Musiker nicht sichtbar wahrnimmst, musst du dich nicht schuldig fühlen, weil du kein Geld gibst; du bist nicht mitschuldig an einem Betrug.

Es mag stimmen, aber niemand gab diese Erklärung. Die Leute sagten einfach, dass sie beschäftigt waren, andere Dinge im Kopf hatten. Einige, die am Telefon waren, sprachen lauter, als sie an Bell vorbeigingen, um mit diesem infernalischen Lärm zu konkurrieren.

Und dann war da noch Calvin Myint. Myint arbeitet für die General Services Administration. Er kam oben auf der Rolltreppe an, bog rechts ab und ging durch eine Tür nach draußen. Ein paar Stunden später hatte er keine Erinnerung daran, dass irgendwo ein Musiker zu sehen war.

„Wo war er, im Verhältnis zu mir?“

„Etwa vier Fuß entfernt.“

„Oh.“

Mit Myints Gehör ist alles in Ordnung. Er hatte Knöpfe in den Ohren. Er hörte seinen iPod.

Für viele von uns hat die Explosion der Technologie unsere Exposition gegenüber neuen Erfahrungen eher eingeschränkt als erweitert. Immer mehr beziehen wir unsere Nachrichten aus Quellen, die so denken wie wir bereits. Und mit iPods hören wir, was wir bereits kennen; wir programmieren unsere eigenen Playlists.

Das Lied, das Calvin Myint hörte, war „Just Like Heaven“ von der britischen Rockband The Cure. Es ist eigentlich ein großartiges Lied. Die Bedeutung ist ein bisschen undurchsichtig, und das Web ist voller ernsthafter Bemühungen, es zu entschlüsseln. Viele sind weit hergeholt, aber einige sind auf den Punkt: Es geht um eine tragische emotionale Trennung. Ein Mann hat die Frau seiner Träume gefunden, kann aber die Tiefe seiner Gefühle für sie nicht ausdrücken, bis sie weg ist. Es geht darum, die Schönheit dessen, was direkt vor deinen Augen ist, nicht zu erkennen.

„JA, ICH HABE DEN GEIGER GESEHEN“, sagt Jackie Hessian, „aber nichts an ihm hat mich besonders beeindruckt.“

Das kannst du nicht daran erkennen, wie sie es getan hat. Hessian war eine dieser Menschen, die Bell einen langen, intensiven Blick zuwarfen, bevor sie weitergingen. Es stellt sich heraus, dass sie die Musik überhaupt nicht wahrgenommen hat.

„Ich habe wirklich nicht viel gehört“, sagte sie. „Ich habe nur versucht herauszufinden, was er dort macht, wie funktioniert das für ihn, kann er viel

Geld verdienen, wäre es besser, mit etwas Geld im Koffer zu beginnen, oder soll er leer sein, damit die Leute Mitleid mit ihm haben? Ich habe es finanziell analysiert.“

Was machst du, Jackie?

„Ich bin Anwältin für Arbeitsbeziehungen bei der United States Postal Service. Ich habe gerade einen nationalen Vertrag ausgehandelt.“

DIE BESTEN SITZPLÄTZE IM HAUS WAREN GEPOLSTERT. Mehr oder weniger auf dem Balkon. An diesem Tag bekam man für 5 Dollar mehr als nur einen schönen Glanz auf den Schuhen.

Nur eine Person besetzte einen dieser Plätze, als Bell spielte. Terence Holmes ist Berater im Verkehrsministerium, und ihm gefiel die Musik gut, aber es ging ihm wirklich um den Schuhputz: „Mein Vater hat mir beigebracht, nie einen Anzug mit schmutzigen und ungeputzten Schuhen zu tragen.“

Holmes trägt oft Anzüge, also ist er oft auf diesem Platz, und er hat eine gute Beziehung zur Schuhputzfrau. Holmes gibt großzügig Trinkgeld und ist ein guter Redner, was an diesem Tag von Vorteil war. Die Schuhputzfrau war über etwas aufgebracht, und die Musik machte sie noch mehr aufgebracht. Sie beschwerte sich, sagte Holmes, dass die Musik zu laut sei, und er versuchte, sie zu beruhigen.

Edna Souza kommt aus Brasilien. Sie putzt seit sechs Jahren Schuhe in L'Enfant Plaza, und sie hat genug von Straßenmusikern dort; wenn sie spielen, kann sie ihre Kunden nicht hören, und das ist schlecht für das Geschäft. Also kämpft sie.

Souza deutet auf die Grenze zwischen dem Metro-Gelände, oben an der Rolltreppe, und der Passage, die unter der Kontrolle des Managements steht, das das Einkaufszentrum betreibt. Manchmal, sagt Souza, steht ein Musiker auf der Metro-Seite, manchmal auf der Einkaufszentrum-Seite. So oder so, sie hat ihn. Auf ihrer Kurzwahl hat sie die Telefonnummern sowohl der Einkaufszentrum-Polizei als auch der Metro-Polizei. Die Musiker halten selten lange durch.

Und Joshua Bell?

Er war auch zu laut, sagt Souza. Dann schaut sie auf ihr Tuch, schnüffelt. Sie hasst es, etwas Positives über diese verdammten Musiker zu sagen, aber: „Er war ziemlich gut, dieser Typ. Es war das erste Mal, dass ich nicht die Polizei gerufen habe.“

Souza war überrascht zu erfahren, dass er ein berühmter Musiker war, aber nicht, dass die Leute achtlos an ihm vorbeigingen. Das, sagte sie, war vorhersehbar. „Wenn so etwas in Brasilien passiert wäre, hätte sich jeder umgesehen. Nicht hier.“

Souza nickt misstrauisch in Richtung einer Stelle in der Nähe der Rolltreppe: „Vor ein paar Jahren starb dort ein Obdachloser. Er legte sich einfach hin und starb. Die Polizei kam, ein Krankenwagen kam, und niemand blieb stehen, um zuzusehen oder verlangsamte, um zu schauen.“

„Die Leute gehen die Rolltreppe hoch, sie schauen geradeaus. Kümmern dich um deine eigenen Angelegenheiten, Augen nach vorne. Jeder ist gestresst. Weißt du, was ich meine?“

Was ist das für ein Leben, wenn wir, voller Sorge,
Keine Zeit haben, zu stehen und zu staunen.

- aus „Leisure“ von W.H. Davies

Nehmen wir an, Kant hat recht. Akzeptieren wir, dass wir das, was am 12. Januar passiert ist, nicht als Urteil über die Raffinesse der Menschen oder ihre Fähigkeit, Schönheit zu schätzen, betrachten können. Aber was ist mit ihrer Fähigkeit, das Leben zu schätzen?

Wir sind beschäftigt. Die Amerikaner sind als Volk mindestens seit 1831 beschäftigt, als ein junger französischer Soziologe namens Alexis de Tocqueville die Vereinigten Staaten besuchte und sich beeindruckt, amüsiert und leicht bestürzt über das Ausmaß zeigte, in dem die Menschen getrieben wurden, bis auf alles andere, von harter Arbeit und dem Erwerb von Reichtum.

Nicht viel hat sich geändert. Poppe eine DVD von „Koyaanisqatsi“ ein, dem wortlosen, düster brillanten, avantgardistischen Film von 1982 über die hektische Geschwindigkeit des modernen Lebens. Unterlegt mit der minimalistischen Musik von Philip Glass nimmt Regisseur Godfrey Reggio Filmclips von Amerikanern auf, die ihren täglichen Geschäften nachgehen, aber beschleunigt sie, bis sie wie Maschinen auf dem Fließband wirken, Roboter, die im Gleichschritt nirgendwohin marschieren. Schaut euch jetzt das Video von L’Enfant Plaza in schneller Vorlaufzeit an. Der Philip Glass-Soundtrack passt perfekt dazu.

„Koyaanisqatsi“ ist ein Hopi-Wort. Es bedeutet „Leben aus dem Gleichgewicht“.

In seinem Buch von 2003, „Timeless Beauty: In the Arts and Everyday Life“, schreibt der britische Autor John Lane über den Verlust des Schönheitsempfindens in der modernen Welt. Das Experiment auf der L’Enfant Plaza könnte symptomatisch dafür sein, sagte er – nicht, weil die Menschen nicht die Fähigkeit hätten, Schönheit zu verstehen, sondern weil sie für sie irrelevant war.

„Das ist eine Frage der falschen Prioritäten“, sagte Lane.

Wenn wir uns nicht die Zeit nehmen können, in unserem Leben einen Moment innezuhalten und einem der besten Musiker der Welt zuzuhören, der einige der besten jemals geschriebenen Musikstücke spielt; wenn der Schub des modernen Lebens uns so sehr überfordert, dass wir taub und blind für so etwas sind – was verpassen wir dann noch?

Das ist es, was der walisische Dichter W.H. Davies meinte, als er 1911 diese beiden Zeilen veröffentlichte, die diesen Abschnitt beginnen. Sie machten ihn berühmt. Der Gedanke war einfach, sogar primitiv, aber irgendwie hatte vorher noch niemand es so ausgedrückt.

Natürlich hatte Davies einen Vorteil – einen Wahrnehmungsvorteil. Er war kein Handwerker oder Arbeiter oder Bürokrat oder Berater oder Politikberater oder Arbeitsrechtler oder Programmmanager. Er war ein Landstreicher.

DER KULTURELLE HELD DES TAGES KAM ZIEMLICH SPÄT ZUR L’ENFANT PLAZA, in der unauffälligen Gestalt eines gewissen John Picarello, eines kleinen Mannes mit einem kahlen Kopf.

Picarello erreichte den oberen Rand der Rolltreppe kurz nachdem Bell sein letztes Stück begonnen hatte, eine Wiederholung der „Chaconne“. Im Video sieht man Picarello stehen bleiben, die Quelle der Musik lokalisieren und sich dann an das andere Ende der Passage zurückziehen. Er nimmt eine Position hinter dem Schuhputzstand ein, gegenüber der Lottoschlange, und rührt sich für die nächsten neun Minuten nicht von der Stelle.

Wie alle Passanten, die für diesen Artikel interviewt wurden, wurde auch Picarello von einem Reporter angesprochen, nachdem er das Gebäude verlassen hatte, und nach seiner Telefonnummer gefragt. Wie alle anderen wurde ihm nur gesagt, dass dies ein Artikel über das Pendeln werden sollte. Als er später am Tag angerufen wurde, wurde er, wie alle anderen, zuerst gefragt, ob ihm auf seiner Fahrt zur Arbeit etwas Ungewöhnliches passiert sei. Von den mehr als 40 Personen, die kontaktiert wurden, war Picarello der einzige, der sofort den Geiger erwähnte.

„Da war ein Musiker, der oben an der Rolltreppe an der L’Enfant Plaza spielte.“

Haben Sie dort schon einmal Musiker gesehen?

„Nicht wie diesen.“

Was meinen Sie damit?

„Das war ein hervorragender Geiger. Ich habe noch nie jemanden von solcher Qualität gehört. Er war technisch versiert, mit sehr guter Phrasierung. Er hatte auch eine gute Geige, mit einem großen, üppigen Klang. Ich bin ein Stück weggegangen, um ihn zu hören. Ich wollte ihn nicht in seinem Raum stören.“

Wirklich?

„Wirklich. Es war so eine Erfahrung. Es war ein Genuss, einfach eine brillante, unglaubliche Art, den Tag zu beginnen.“

Picarello kennt sich mit klassischer Musik aus. Er ist ein Fan von Joshua Bell, erkannte ihn aber nicht; er hatte kein aktuelles Foto gesehen, und außerdem war Picarello die meiste Zeit ziemlich weit weg. Aber er wusste, dass das kein Durchschnittstyp war, der da spielte. Auf dem Video kann man sehen, wie Picarello sich umschaut, fast verwirrt.

„Ja, die anderen Leute haben es einfach nicht mitbekommen. Es ist einfach nicht bei ihnen angekommen. Das war für mich verwirrend.“

Als Picarello in New York aufwuchs, studierte er ernsthaft Geige, um Konzertmusiker zu werden. Aber er gab es mit 18 Jahren auf, als er entschied, dass er nie gut genug sein würde, um davon leben zu können. Das Leben macht das manchmal mit einem. Manchmal muss man das Vernünftige tun. Also ging er in eine andere Branche. Er ist Aufseher bei der US-Post. Er spielt nicht mehr oft Geige.

Als er ging, sagt Picarello, „warf ich demütig 5 Dollar hinein.“ Es war demütig: Das kann man tatsächlich auf dem Video sehen. Picarello geht auf Bell zu, schaut ihn kaum an, und wirft das Geld hinein. Dann, als wäre es ihm peinlich, geht er schnell von dem Mann weg, der er einst sein wollte.

Hat er bedauert, wie sich die Dinge entwickelt haben?

Der Postaufseher überlegt das.

„Nein. Wenn du etwas liebst, aber dich entscheidest, es nicht beruflich zu machen, ist es keine Verschwendung. Denn weißt du, du hast es immer noch. Du hast es für immer.“

BELL DENKT, ER HATTE SEINE BESTE LEISTUNG DES TAGES IN DEN LETZTEN MINUTEN, in der zweiten „Chaconne“. Und das war auch das erste Mal, dass mehr als eine Person gleichzeitig zuhörte. Während Picarello hinten stand, kam Janice Olu und stellte sich ein paar Meter von Bell entfernt auf. Olu, eine Beauftragte für öffentliches Vertrauen bei HUD, spielte ebenfalls als Kind Geige. Sie kannte den Namen des Stücks, das sie hörte, nicht, aber sie wusste, dass der Mann, der es spielte, ein Geschenk hat.

Olu war in der Kaffeepause und blieb so lange, wie sie sich traute. Als sie sich zum Gehen wandte, flüsterte sie dem Fremden neben sich zu: „Ich möchte wirklich nicht gehen.“ Der Fremde neben ihr war zufällig ein Mitarbeiter der Washington Post.

In Vorbereitung auf diese Veranstaltung diskutierten die Redakteure der Post-Magazin über den Umgang mit wahrscheinlichen Ergebnissen. Die am weitesten verbreitete Annahme war, dass es gut ein Problem mit der Menschenmenge geben könnte: In einer so raffinierten Demografie wie Washington, so das Denken, würden sicherlich mehrere Leute Bell erkennen. Nervöse „Was-wäre-wenn“-Szenarien häuften sich. Wenn sich die Menschen versammeln, was wäre, wenn andere nur anhalten, um zu sehen, was der Anziehungspunkt war? Das Wort würde sich in der Menge verbreiten. Kameras würden blitzen. Mehr Menschen strömen zur Szene; der Fußgängerverkehr zur Hauptverkehrszeit staut sich; die Gemüter erhitzen sich; die Nationalgarde wird gerufen; Tränengas, Gummigeschosse usw.

Es stellte sich heraus, dass genau eine Person Bell erkannte, und sie kam erst gegen Ende. Für Stacy Furukawa, eine Demografin im Handelsministerium, gab es keinen Zweifel. Sie kennt sich nicht sehr gut mit klassischer Musik aus, aber sie war vor drei Wochen bei Bells kostenlosem Konzert in der Library of Congress im Publikum. Und hier war er, der internationale Virtuose, der vor sich hinspielte und um Geld bettelte. Sie hatte keine Ahnung, was los war, aber was auch immer es war, sie wollte es nicht verpassen.

Furukawa stellte sich zehn Fuß von Bell entfernt auf, in der ersten Reihe, mittig. Sie hatte ein breites Grinsen im Gesicht. Das Grinsen und Furukawa blieben bis zum Ende an dieser Stelle.

„Es war das Erstaunlichste, was ich je in Washington gesehen habe“, sagt Furukawa. „Joshua Bell stand da, spielte zur Rushhour, und die Leute blieben nicht stehen, sie schauten nicht einmal, und einige warfen ihm

Vierteldollarstücke zu! Vierteldollar! Das würde ich niemandem antun. Ich dachte, Omigott, in was für einer Stadt lebe ich, dass so etwas passieren kann?“

Als es vorbei war, stellte sich Furukawa Bell vor und warf einen Zwanziger hinein. Abgesehen davon – es war durch Erkennung verfälscht – belief sich die endgültige Ausbeute für seine 43 Minuten Spielzeit auf 32,17 Dollar. Ja, einige Leute gaben Pennies.

„Eigentlich“, sagte Bell lachend, „ist das nicht so schlecht, wenn man es bedenkt. Das sind 40 Dollar pro Stunde. Ich könnte davon gut leben und müsste keinen Agenten bezahlen.“

Heutzutage bleiben die Lotto-Verkäufe in L’Enfant Plaza rege. Musiker tauchen immer noch von Zeit zu Zeit auf, und sie verärgern immer noch Edna Souza. Joshua Bells neuestes Album, „The Voice of the Violin“, hat die übliche kritische Anerkennung erhalten. („Zarte Dringlichkeit.“ „Meisterhafte Intimität.“ „Unfehlbar exquisit.“ „Ein musikalischer Gipfel.“ „... wird dein Herz gleichzeitig pochen und weinen lassen.“)

Bell ging auf eine Konzerttournee durch europäische Hauptstädte. Aber diese Woche ist er zurück in den Staaten. Er muss es sein. Am Dienstag wird er den Avery Fisher Preis entgegennehmen, der den Flop von L’Enfant Plaza als besten klassischen Musiker in Amerika auszeichnet.